Der Sonntagsgast.

Jahrgang 14. **Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.** **No. 8.**

Geheilt.

Novelette von G. Fahrow.

„Nehmen Sie Ihr Pferd kürzer heran, Herr von Troppau, der Schritt ist wieder viel zu übereilt."

Herr von Troppau gehorchte und wendete sich lächelnd an seine schöne Begleiterin:

„Zu Befehl, Herr Oberstwachtmeister."

Elisabeth Milburg sah ihn mit hochgespannten Augenbrauen an; dann flog wieder ein Lächeln über ihr feines Gesicht:

„Lehnt sich der Sklave wieder auf? Sie wissen doch, daß ich hinter Ihrer Stirn lese! Wenn Sie in diesem Ton sagen, „zu Befehl", so heißt das auf deutsch „wenn mir's beliebt."

„Ach, Elisabeth, was verstehen Sie von dem Deutsch, was hinter meiner Stirn geschrieben steht!"

Elisabeth Milburg antwortete nichts; sie war eine freie Amerikanerin und liebte einen gründlichen Flirt, aber wenn dieser märkische Junker anfing, gewisse Herzenstöne in seine Stimme zu legen, wurde ihr stets einigermaßen unsicher zu Muth.

Was war denn auch schließlich dabei, wenn sie sich endlich einmal herbeiließ, selbst zu lieben? Das Liebenlassen kannte sie nun, sie hatte es durchaus studirt mit heißem Bemühen, und drüben sowohl wie hüben eine jeden Ehrgeiz genügende Anzahl von Herzen gebrochen. Jetzt war sie fünfundzwanzig Jahre alt und eine reife Wärme lag über ihrem Wesen ausgebreitet. Diesen ganzen Sommer hatte sie auf dem Gute ihres Schwagers zugebracht; 'ma war todt, und 'ma kannte keinen anderen Willen, als den ihrer reizenden Tochter, deren neueste Laune es war, Tredniz dies Jahr durchaus nicht verlassen zu wollen.

„Was mag sie nur haben? fragte 'ma ihre andere verheirathete Tochter.

„Sie hat nichts, — Troppau hat sie."

"You don't mean to say so!"

„Ich meine immer alles was ich sage, 'ma, wenn ich auch nicht immer alles sage, was ich meine."

Und die Schwester hatte Recht. Troppau „hatte" sie; das heißt vorläufig ihr Herz. Die Unterwerfung der ganzen reizenden Person unter die Liebe und den Willen dieses deutschen Landherren wollte nicht so schnell vor sich gehen; und immer noch kämpften sie beide den bald ruhigen, bald heftig erregten Kampf, den stolze Männlichkeit und ebenso stolze Weiblichkeit seit Olims Zeiten durchzufechten haben.

Elisabeth warf übermüthig den Kopf zurück und gab ihrem Rappen einen leichten Schlag.

„Co—l—onne Brrr ab!" kommandirte sie mit heller Stimme und schnarrte das R auf so drollige englische Weise, daß Troppau hell auflachte.

Im nahen Wald war ein Stelldichein mit Schwager und Schwester verabredet, welche zu Wagen vorausgefahren waren.

Elisabeth trabte lustig auf die saftig grüne Schneise zu, welche vor ihnen der Kiefernwald durchschnitt. Ein großer Stamm lag quer über den Weg hin.

„Springen Sie nicht, Fräulein Lizzy", bat Troppau, „der Rappe ist nicht sicher bei Hindernissen."

„Pah!" machte sie und hieb auf ihr Pferd ein.

Troppau blieb dicht neben ihr und fuhr fort zu warnen, was den Erfolg hatte, daß sie mit zusammengebissenen Zähnen erst recht auf ihrem Willen bestand.

„Eins, zwei" —

Aber weiter kam es nicht, denn dicht vor dem Stamm stutzte der Rappe, so daß Elisabeth heftig vornüber flog und fast aus dem Sattel gekommen wäre. Aber sie hatte einen guten Sitz und wendete mit erkünstelter Ruhe ihr Pferd, um nochmals anzureiten.

Troppau war abgesprungen und stand vor ihrem Pferd, welches er an dem Zügel hielt.

„Elisabeth, Sie hatten mir versprochen, ein klein wenig auf mich zu hören, weil Sie „einsähen, daß ich doch der Vernünftigere von uns Beiden sei." Ich kenne Ihr Pferd genau und habe vor Ihrer Schwester die Verantwortung für Sie, ich bitte Sie, springen Sie nicht."

„Wenn ich nun aber will?" Und sie schaute mit bösen Augen auf ihn herab.

„Sie werden diesmal nicht wollen. Elisabeth, um Gotteswillen, warten Sie eine Minute (sie wollte weiter), für mich hängt ja viel mehr an diesem Augenblick als Sie denken! Wenn Sie denn die Gründe zu meiner Bitte nicht einsehen, bringen Sie es dann nicht über sich, einem Manne, der Sie so tief, so über Alles liebt wie ich, das Opfer Ihres eigenen Willens zu bringen. Haben Sie gar nichts für mich übrig? Und Sie ließen mich doch das Gegentheil glauben!"

Elisabeth war sehr blaß geworden. In ihr arbeitete der letzte Rest von Trotz gegen die heiß aufquellende Liebe an, die sie für den bittenden Mann da vor ihr fühlte. Am liebsten hätte sie die Arme um seinen Hals gelegt und die ernsthaften flehenden Augen geküßt, die zu ihr aufschauten. Aber der alte Dämon siegte noch einmal und sie zog heftig die Zügel an sich.

„Wenn Sie unter Liebe nur Fügsamkeit verstehen, Herr von Troppau, so ist das ein sehr einseitiges Vergnügen für mich."

„Und da er nun stumm zurücktrat, spornte sie ihr Pferd, ritt eine Strecke zurück, und wendete dann nochmals gegen das Hinderniß um.

Ein heftiger Gertenhieb, und das Pferd sprang der Rappe, viel zu hoch für den Stamm, dann ein stoßweises Niederprallen auf der andern Seite, ein Schrei aus Elisabeths Mund, und in die Knie brach das zitternde Thier, gleich darauf zur Seite sich überschlagend.

Mit zwei Sprüngen war Troppau zur Stelle und suchte Elisabeth unter dem Pferde hervorzuziehen; aber es gelang ihm nicht sofort, und er hielt sie nun fest, indem er das Pferd aufpeitschte. Keuchend und stampfend erhob sich das Thier, während Elisabeth ohnmächtig in Troppaus Armen lehnte. Mit trübem Blick schaute er auf das schöne Gesicht, in dem nun jede Spur von Härte ausgelöscht schien; aber er zog sie nicht fester an sich als eben nöthig war, um sie zu halten.

In seinem Herzen stieg ein tiefer Schmerz auf, daß dies liebliche Geschöpf sich nicht beugen wollte und so den schönsten Reiz ihres Geschlechtes einbüßte. Er wollte nicht herrschen, aber sich auch nicht beherrschen lassen. Und nun war die entscheidende Zeit gekommen, da über die ritterlich tändelnde Unterwürfigkeit des Gesellschafters seine starke charaktervolle Männlichkeit siegen mußte.

Jetzt bogen Elisabeth's Schwester Dora und deren Gatte auf einem leichten Parkwagen in das Gestelle ein, und in demselben Augenblick schlug Elisabeth die Augen auf. Ihr Blick irrte einige Sekunden traumhaft von den Kiefernwipfeln zu dem Rappen und dann zu Troppau, dessen braune Augen über ihr wachten. Dann hob sie leicht den rechten Arm und faßte nach seiner Wange, als wollte sie ihn streicheln, wie Kinder thun. Aber in demselben Augenblick richtete sich Troppau auf und ließ sie aus seinen Armen. Sie schaute erschrocken auf, dann kehrte die deutliche Erinnerung in ihr Gedächtniß zurück, und eine dunkle Röthe überflammte sie. Sie erhob sich und versuchte zu gehen, es gelang ihr, der Sturz hatte sie nicht beschädigt.

„Was sagst Du dazu," rief sie, als Dora aus dem Wagen sprang und verwundert die Beiden betrachtete. „Ich bin für einen begangenen Ungehorsam bestraft, wie es sich für unnütze Mädchen gehört, und mit dem Rappen gestürzt. Herr von Troppau hatte mich in seiner unfehlbaren Weisheit vor dem Springen gewarnt."

„Und Du hättest besser gethan, endlich einzusehen, daß er der Klügere von Euch Beiden ist," sagte trocken die Schwester.

„Ach, das habe ich ja längst eingesehen," lachte Elisabeth, „aber einsehen und danach handeln ist zweierlei."

Troppau trat jetzt heran und verneigte sich sperenklirrend vor den Damen.

„Ich empfehle mich unterthänigst," sagte er, „mich ruft die Pflicht unverzüglich nach meinem Hofe zurück. Das gnädige Fräulein ist bereits unterrichtet und befindet sich ja nun in bester Obhut. Auf Wiedersehen, lieber Nachbar! Gnädige Frau! Gnädiges Fräulein!"

Dreimal die Hacken zusammen, drei leichte Verbeugungen und mit elastischem Sprunge war er im Sattel und entfernte sich in eiligem Trab.

„Elisabeth!" rief Dora und wandte ihr erzürntes Antlitz der Schwester zu, „wenn Du diesmal den größten Narrenstreich Deines Lebens vollführt hast, so rechne auf keine Nachsicht bei uns! Du scheinst ja Troppau ernstlich beleidigt zu haben.

Elisabeth war so weiß wie das Taschentuch, mit dem sie gleichmüthig ihr Kleid abklopfte; aber sie sah nur mit halbgeschlossenen Augen auf die viel kleinere Schwester hin und antwortete nichts. Ihr Schwager stieß einen leichten, langgezogenen Pfiff aus, wie gewöhnlich, wenn die beiden Schwestern sich „kabbelten" und machte dann der unerquicklichen Stimmung ein Ende, indem er dem Kutscher, der auf einem kleinen Sitz hinter dem Wagen saß, abspringen ließ und ihm befahl, den Rappen nach Haus zu führen. Dann kletterte er selbst auf den schwebenden kleinen Groomsitz und winkte gebieterisch seinen Damen, einzusteigen.

„Alle Mann an Bord!" rief er mit Stentorstimme und fügte dann im gemüthlichsten Platt zu Elisabeth hinzu: „Nu fret Du man ut, wat Du Di indrocht hest."

Elisabeth verharrte in souveränem Schweigen, während Dora in einem lebhaft gesprudelten Tone eine Vertheidigungs- und Lobrede auf Troppau vom Stapel ließ. Als ob sie das nöthig gehabt hätte!

Am Nachmittag desselben Tages kam ein Bote mit einem Briefchen aufs Troppaushof, den der Hausherr am Kaffeetisch seinen Damen vorlas.

„Lieber Nachbar, bitte, empfehlen Sie mich Ihren Damen, denen ich einen förmlichen Abschiedsbesuch leider nicht mehr machen kann; ich reise mit dem 7 Uhr-Zuge nach Berlin, wohin mich ganz unaufschiebbare Geschäfte rufen. Da ich noch nicht weiß, ob ich bald zurückkomme, haben Sie wohl die Güte, gelegentlich zu mir hinüberzufahren und nachzusehen, ob der Administrator keine Fehler macht. Ihrer Frau Schwiegermutter noch meine besondere Empfehlung; wenn ich nicht irre, wollte sie noch diesen Monat nach Kissingen, ich werde sie also schwerlich noch bei meiner Rückkehr sehen. Tausend Grüße Ihnen, alter Freund.

Stets Ihr ergebenster
von Troppau."

Der Schwager ließ den Brief sinken und sah Elisabeth an. Dasselbe thaten Dora und 'ma; und die Wirkung dieses Feuers von vorwurfsvollen Blicken war, daß Elisabeths schneeweiße Wangen sich mit einer empörten Röthe bedeckten und sie die gelassenen Worte sprach:

„Ich wünsche ihm glücklichste Reise."

Darauf erhob sie sich und schritt straffen, stolzen Ganges in den Garten hinab.

Aber nur, um gleich darauf durch einen dichtbelaubten Seitengang durch den Hof und von da in's Haus zurückzukehren. Sie huschte in ihr Zimmer, schloß die Thür ab und gab sich wie die erste beste sentimentale Deutsche einem schrankenlosen Jammer hin. Sie kniete vor ihrem Bett, das Gesicht in der Decke vergraben und stöhnte, schluchzte und schrie wie eine gepeinigte Frau es thut, wenn ihr das Herz brechen will.

Nein, so hatte sie es nicht gewollt! Nein, sie konnte ihn nicht lassen! Sie wollte ja ganz folgsam und still sein, wenn er sie nur nicht verließ.

„Detlef, Detlef!" Und sie umklammerte ihre harmlose Steppdecke, als sei es Detlef Troppau, den sie festhielt.

Aber dieser Ausbruch hielt nicht lange an; jede Unthätigkeit widersprach ihrer energischen Natur. Sie stand auf, spülte sich das Gesicht in kaltem Wasser ab und nahm dann das Coursbuch vor. Der 7 Uhr-Zug, der in Troppaushof hielt, hatte bei ihrem Dorfe keinen Aufenthalt; erst eine halbe Meile weiter bei dem kleinen Städtchen, wo sie ihren Vorrath an Zwirn und Nadeln deckten, hielt er wieder. Dort mußte sie also hin. Und zwar zu Fuß, damit Niemand etwas merkte. Das war nicht leicht bei dieser Hitze eine halbe Meile sonnigen Sandweg zu gehen. Aber ha! Was schiert mich Sonne, was schiert mich Sand, zur Bahn will ich und folglich werde ich.

Um 7 Uhr 10 Minuten hielt der Zug vor dem Bahnsteige des Bahnhöfchens, und eine von Hitze, Staub und Wind arg mitgenommene Dame eilte zum Zuge.

„Fraueneoupé, meine Dame?"

„Nein, Raucher."

Ein verwunderter Blick auf die erhitzte Dame, die sonst hier als die personifizirte kühle Eleganz bekannt war, dann ein eiliges Aufreißen des Coupés — erster Klasse gab es nicht auf dieser Klingelbahn — und Elisabeth stand Troppau gegenüber, der zum Glück allein war.

Beide schwiegen einen Augenblick, während Troppau seinen Hut abriß und mit heftig klopfendem Herzen Elisabeth in die Augen sah.

Diese, ganz erschöpft von dem anstrengenden Weg, der vorhergegangenen Aufregung und ihrer geheimen Angst, sank — geradewegs an Detlefs Brust.

„Sei gut," bat sie leise, „verzeih' dem greulichen Ding, das ich bis jetzt war, und hilf mir besser werden."

Er bog ihren Kopf zurück und sah ihr tief in die Augen, bis sie ihm zunickte:

„Ja, ja, Du bist der Stärkere; Du hast mich ganz bezwungen, und ich will gar keinen anderen Willen mehr haben, als den Deinen — wenn ich Dich nur behalte."

Da riß er sie an sich und bedeckte ihr Antlitz mit Küssen, bis sie ihn lächelnd und erröthend von sich abwehrte.

„Aber am Ende magst Du mich jetzt gar nicht mehr? Ich laufe Dir nach, und Du wolltest doch fort von mir!"

„Herzlieb, ich brachte es nicht fertig. Ich wollte fort — aber da, sieh einmal her."

Und er zeigte ihr seine Fahrkarte: Es war ein zweitägiges Retourbillet.

Das Geheimniß eines Reifrockes.

Man spricht gegenwärtig recht viel von dem Gespenst, welches in Form einer Krinoline die gesammte Damenwelt des Continents überfallen soll. Noch ist die Frage lange nicht akut und schon erstehen überall erbitterte Gegner des Reifrockes. Alle möglichen Gründe werden in's Treffen geführt, um die neue Mode zu beseitigen, ehe sie noch da ist. Ob aber der Anschlag gelingen wird, das ist zweifelhaft. Wir müssen wohl abwarten, bis die Thatsachen selbst sprechen. Der Schleppe erging es ja ähnlich. Sie kam und siegte, siegte trotz der gehässigsten Proteste, welche von Seiten der Männerwelt losgelassen wurden. Deshalb glauben wir denn auch, daß die Krinoline sich blutwenig um das Gerede kümmern wird, welches ihr vorangeht. Sie wird in aller Stille den Staatsstreich vorbereiten und dann in allen Salons ihren siegreichen Einzug feiern. Unsinn, Thorheit, Narrethei!" brummt mancher Weiberfeind vor sich hin. „Die Krinoline ist zu gar nichts zu brauchen!" — „Vielleicht doch!" sagen wir ihm, und erzählen ihm eine Historiette aus der Welt und Kriegsgeschichte zum schlagenden Beweise.

Die Drangsale, welche der großen Tochter Karl VI., der herrlichen Maria Theresia, beschieden waren, füllen vier Jahrzehnte aus. Der Beginn ihrer Leiden heißt „österreichischer Erbfolgekrieg". Das Wort ist bezeichnend genug: Erbschaft, folglich Krieg. Auch bei Privatleuten geht es in solchen Fällen selten ohne Streit ab. Mit der 23jährigen Prinzessin hoffte man leicht fertig zu werden. Da man jedoch wenigstens den Schein des Rechtes wahren wollte, so griff man auf Argumente, welche den Vortheil hatten, der Allgemeinheit unverständlich zu sein. Während die Gelehrten ihre überaus verwickelten Abhandlungen schrieben, schritten die Gegner der Königin zur That. Friedrich II. machte den Anfang, indem er Schlesien besetzte. Mit fieberhafter Ungeduld und auch mit Neid verfolgten die Anderen sein Glück. Als Zweiter kam der Baiernkönig des Weges. Ein Stoß in die Brust und ein Stich in die Seite.

Zuletzt kam auch der Spanier. Er hatte ohnehin lange genug unthätig zusehen müssen, ehe sich die Gelegenheit ergab, die österreichischen Besitzungen in Italien als erlesene Beute in Beschlag zu nehmen. An Heftigkeit des Wünschens stand der spanische Hof dem Preußenkönig nicht nach, wohl aber ergab sich ein wesentlicher Unterschied in Bezug auf die Fähigkeit, das ungestüme Begehren thatsächlich auch auszuführen. Die Spanier traten darum auch ganz zuletzt auf der Bühne des Kriegstheaters auf. Ursprünglich meinten sie, daß die Geschichte mit einem Einfalle zu Ende sein werde. Die Voraussetzung erwies sich aber als irrig, da sich das Schauspiel sehr in die Länge zog. Aus dem lustigen Schwank wurde eine schleppende Tragödie.

Ein ganzes Jahr hindurch wollte den Spaniern nichts glücken. In Madrid verlor man die Geduld, man wurde unzufrieden. Ein Personenwechsel bringt in der Regel auch ein Systemwechsel mit sich, man stellte also an die Spitze des spanischen Heeres einen General, der im Rufe stand, bissig und hitzig zu sein. Sein Vorgänger im Kommando, der Herzog von Montemar, war zwar kein lässiger Kopf, aber seine Schwäche für Oper und Ballet zog ihn zu sehr von seinen Pflichten ab. Eine hübsche Sängerin konnte ihn derart in Aufregung versetzen, daß ihr zu Liebe alles Andere stehen und liegen gelassen wurde. Seine Offiziere theilten die Vorliebe für das Theater. Die jungen Herren unterhielten sich ganz ausgezeichnet. Wie es da zuging, hat uns Casanova in seinen Memoiren ziemlich ausführlich beschrieben. Der neue Kommandant, Graf v. Gages, hatte den Auftrag, dieses Idyll zu stören und etwas lebhafter den Krieg zu betreiben. Seine Soldaten sollten sich bemühen, den Anblick österreichischer Grenadierköpfe dem Beirachten üppigen Frauenhaares vorzuziehen. Den Befehl erhielt Gages zu Beginn des September 1742 eingehändigt. Neue Besen kehren scharf, Gages machte in der That einen tüchtigen Ruck nach vorwärts, von Foligno bis Bologna. Hier verfügte ihm aber der Athem. Statt die Oesterreicher aufzusuchen, welche in der Gegend von Modena lagerten, richtete er sich für das Ueberwintern ein.

Damit war jedoch dem Hofe zu Madrid durchaus nicht gedient. Als nun Gages gar die Anfrage stellte, ob es erlaubt sei, mit den Truppen den Kriegsschauplatz vollends zu räumen, bekam er eine Antwort, welche ihm ahnen ließ, daß er im Begriffe stehe, Ehre und Reputation zu verlieren. Dies zu verhüten, mußte er notbgedrungen thun, was man von ihm verlangte, obwohl er sich vollkommen darüber im Klaren war, daß man ihm etwas fast Unmögliches zumuthete.

Es war im Jänner 1743. Kurze Tage und sehr viel Kälte. Bologna trug das Gepräge eines lustigen Faschings an sich. Inmitten der Fröhlichen gab es nur ein ernstes Gesicht, das des spanischen Generals. Ihn quälte die Sorge. Da er allein den Ausweg nicht fand, berieth er mit Don Juan de Ferriere, ob und wie es möglich sei, die Oesterreicher unversehens zu überfallen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf die spanischen Offiziere der Befehl, daß man am nächsten Tage aufbrechen werde. Wohin und warum, wußte Niemand. Die Stadt wurde ängstlich abgesperrt, um jeden Verkehr mit der Außenwelt zu unterbinden. Das emsige Treiben im Vergleiche zu der bisherigen Sorglosigkeit mußte natürlich Aufsehen erregen. Die Bologneser wurden neugierig, allein trotz tiefigen Nachsinnens konnte es ihnen nicht gelingen, von den Absichten des spanischen Hauptquartiers etwas zu erfahren. Gages traute den Bürgern nicht, da er wußte, daß unter ihnen viele Anhänger Oesterreichs zu finden waren. Nicht früher als in allerletzter Stunde sollten sie gewahr werden, um was es sich handelte. Am Morgen des 2. Februar rückte der Train mit den verladenen Bagagen ostwärts auf der alten Römerstraße in der Richtung gegen Rimini ab, während die spanische Armee die Oesterreicher westwärts aufsuchen ging. Die Schnecke wagte sich aus ihrem Hause hervor.

Der Conte Hercolani, mit dem Feldmarschall Graf Traun eng befreundet, war ein Pfiffikus. Er betrieb das Kundschafterwesen im großen Style. So oft er etwas hörte, schickte er einen Courier an den österreichischen General ab, so daß dieser entsprechend sich vorsehen konnte. Hercolani besaß eine Reihe verläßlicher Agenten, die sich unauffällig an die spanischen Offiziere heranzudrängen wußten. Im Wirthshause und im Club, wenn der Wein die Zunge gelöst hatte, lockte man den Trunkenen die wichtigsten Geheimnisse heraus. Als nun Hercolani nicht mehr zweifeln durfte, daß man es auf die Oesterreicher abgesehen habe, war sein erster Gedanke das Absenden eines Couriers. Der Plan aber stieß auf Hindernisse; aus Bologna durfte Niemand hinaus. Nach einigem Ueberlegen verfügte er sich zur Marquise Lambertini. Als Cicisbeo bei ihr accreditirt, durfte er von ihr einen Freundschaftsdienst verlangen, ohne besorgen zu müssen, daß er abgewiesen werden würde. Wenn schon Niemand die Stadt verlassen durfte, einer Dame würde man eine Spazierfahrt im Wagen kaum untersagen. Hercolani calculirte so und die Thatsachen gaben ihm Recht. Die Aussicht, ein kleines Abenteuer erleben zu können, fand die Marquise derart reizend, daß sie mit Vergnügen auf die Idee einging, einen Courier hinauszuschmuggeln. Ihre Freundin, die Gräfin Tassoni, war derselben Ansicht. Die beiden Damen ließen ihre schwere Karosse vorfahren und nahmen in derselben Platz. Zu ihren Füßen, unter der Fülle der Reifröcke verborgen, kauerte der Courier. Kein Mensch merkte das Geringste, als sich der Wagen in Bewegung setzte. Lachend erreichten die Frauen das Stadtthor. Die Wache grüßte. Nach Modena wollen die Damen. Nein, wir möchten nur ins Freie. Man ließ die Equipage passiren. Die ärgste Gefahr war vorüber. Etwa eine Stunde lang trabten die Pferde auf der Landstraße fort, bis weit über die Linie der spanischen Vorposten hinaus. An der Brücke über den Reno ließ die Marquise halten. Der Courier schlüpfte aus dem Wagen und eilte, so rasch ihn seine Beine trugen, in eines der benachbarten Dörfer, um einen Vorspann zu requiriren. Auf dem Rückwege begegneten die Damen spanischen Colonnen. Gages rückte schon gegen die Oesterreicher vor.

Nach mancherlei Zwischenfällen war Gages den Oesterreichern derart nahe gekommen, daß am 8. Februar zur Schlacht geschritten werden konnte. Einen Fluß, den Panaro, im Rücken stellte Gages seine Truppen in die Gefechtslinie. Der Feldmarschall Traun, der die Nacht vorher auf einem Ball gewesen war, that dasselbe. „Monsieur de Gages, vous avez encore une heure et demi pour vous", sagte er, auf die Uhr blickend. Bald da und bald dort Anordnungen treffend, harrte Traun des Angriffs. Als er fertig zu sein glaubte, winkte er zu den Spaniern hinüber: „A present, Mr. de Gages, vous pouvez venir!" So gemüthlich ging das in der guten alten Zeit. Die Spanier kamen ohne Zaudern heran, doch begann der Nahkampf erst am Nachmittage. Die österreichische Kavallerie führte eine Attaque aus, welche das Schicksal des Tages beinahe besiegelt hätte. Aehnlich wie bei Mollwitz war sie zu früh losgegangen.

Wenn nun nicht die Infanterie ihr Möglichstes gethan hätte, so wäre die Palme des Sieges den Spaniern zugefallen. In das Handgemenge begaben sich beide Anführer, um an Ort und Stelle zu retten, was noch zu retten war. Endlich, nach sehr blutigem Ringen, behielt Traun die Oberhand. Da es inzwischen Nacht geworden war, zog Gages seine Truppen über den Fluß zurück und dirigirte dieselben wieder nach Bologna hinein. Wüthend über den Mißerfolg eilte er in seine Wohnung. Dort erzählte man ihm brühwarm die Intrigue des Conte Hercolani. Der Graf mußte als Sündenbock herhalten. Ein Fähnrich der wallonischen Garde, Namens Wolf, groß, kräftig und als Rächer wohl zu gebrauchen, erhielt den Befehl, den Verräther durchzuprügeln.

Das erste Rencontre, welches von Seite der in diesen Plan eingeweihten spanischen Offiziere vom Zaun gebrochen wurde, verhinderte die Marquise Lambertini im Vereine mit ihrer Freundin mit knapper Mühe. Um so begieriger lauerte man nach einem erneuerten Anlaß. Derselbe bot sich bald. Hercolani spielte im Casino seine Parthie, wie er es immer zu thun pflegte. Das Talent, mehrere Dinge zugleich beobachten und erfassen zu können, wurde sein Verhängniß. Da er vor dem Hause Stimmen hörte, eilte er rasch hinunter, um zu erfahren, was da verhandelt wurde. Es war finster, man sah nur undeutliche Conturen. Man begrüßte ihn mit den Worten: „Jetzt werden Sie mir Satisfaktion geben der üblen Nachrede wegen, welche Sie über mich und mein Regiment zu führen beliebten. „Statt jeder Antwort wendete sich Hercolani zur Flucht. Fähnrich Wolf, der über raschere Beine als er verfügte, begleitete ihn auf dem Wege, sich links, seit- und rückwärts haltend. Trotz der großen Hast vergaß er nicht, den Stock zu gebrauchen. Zerbläut, halbtodt, erreichte der Graf sein Haus. In der Thoreinfahrt erinnerte er sich, daß er ja zwei Pistolen bei sich habe. Als er dieselben gebrauchen wollte, war aber der Fähnrich nicht mehr da. Die unterbrochene Spielparthie fortzusetzen, begab sich der Muthige wieder in den Club. „Wie?" fragte man ihn erstaunt, als er im Casino erschien, trotz der Pistolen in der Tasche und des Degens an der Seite haben Sie Schläge bekommen?" Die Marquise fiel in Ohnmacht, als sie von dem Intermezzo hörte. Der Gräfin Tassoni in die Arme fallend, lag sie wie entseelt da. Hercolani konnte dies nicht ansehen; sein weiches Herz schlug erregt. Er trug daher die Marquise in den Wagen und entsagte für jetzt dem Spiele. Die übrige Gesellschaft jedoch wollte sich krank lachen, da man dem Edelmanne die Lektion gönnte. Man steht eben nicht neidlos bei schönen Frauen in der Gunst.

Kleine Ursachen, große Wirkungen. Im Kriege kann selbst ein Reifrock nützlich werden, vorausgesetzt, daß ihn eine Marquise Lambertini trägt.

Ein reich gewordenes Bauern-Geschlecht.

Zu den reichsten Adelsgeschlechtern Rußland's zählt das der Demidoffs, deren jüngster Sproß, Fürst Demidoff-Donato, sich vor einigen Tagen mit der Tochter des Hofministers, Grafen Woronzoff-Daschkoff vermählte. Dieser junge Millionär wird einst einer der reichsten Leute Rußland's sein, da er auch noch zum Haupterben des über ein Riesenvermögen gebietenden Herrn Netschajeff-Malzeff bestimmt ist. Der Stammvater der Familie Demidoff war ein sibirischer Bauer, der sich allmählich zum Besitzer zahlreicher Eisen-, Holz- und Ziegelindustrien aufgeschwungen hatte. Als Petersburg „gebaut" wurde, lieferte Nikita Demidoff der Krone das Stein- und Holz-Baumaterial, sowie das Eisen zu billigsten Preisen. Das Gebäude der Akademie der Wissenschaften ist aus Ziegeln gebaut, die er geliefert; er lieferte auch dem Fürsten Mentschikoff das „Demidoff'sche" Eisen, als dessen Haus auf Wassili-Ostrow gebaut wurde. Als in Petersburg und Reval die erste baltische Flotte gebaut wurde, lieferte Demidoff das Schiffsholz, die Anker, Ketten und Kanonen. Auch bei der Errichtung der Befestigungen auf der Insel Kotlin kam sein Eisen zur Verwendung. Als dann in Peterhof die Fontänen angelegt wurden, bezog die Regierung von ihm alle Eisenröhren. Im Jahre 1715, so erzählt jetzt der „Praw. Westnik", machte dieser steinreiche Großhändler der Kaiserin Katharina I. ein ungewöhnlich großes Geldgeschenk. Er brachte ihr nämlich bei der Geburt des Zarewitsch Peter Petrowitsch eine Masse goldener Werthsachen, die in sibirischen Kurganen aufgefunden waren, und eine Summe von 100,000 Rubel, für die damalige Zeit ein Riesenkapital, das heute etwa einer Million in Silber gleichkommen würde.

Auf die Probe gestellt.

Seitdem der Herr Ordinarius verheirathet ist, speiste er einmal wöchentlich bei seinen Schwiegereltern und pflegt dann stets etwas erregt zum Nachmittagsunterricht zu erscheinen.

Seine ahnungslose Klasse glaubte den Grund dafür in den Eigenschaften der guten Weine des Herrn Schwiegerpapa's suchen zu müssen, und um dies festzustellen, verschoben und verhängten seine Schüler vor dem Erscheinen ihres Lehrers an einem solchen Tage die seit Jahren gesammelten und mit Preisen bedachten Zeichnungen, die sonst hübsch regelrecht in Reihen geordnet, die Wände bedeckten, derart, daß sie schöne Wellen- und Zickzacklinien bildeten.

Als der Herr Ordinarius das Katheder bestiegen hatte, ließ er seine Blicke über die ihn erwartungsvoll betrachtende Klasse schweifen und bemerkte auch endlich verwundert die sonst in schnurgeraden Linien hängenden Zeichnungen. Es schien ihm, als wenn sie Leben bekommen hätten und zu tanzen begönnen. Er rieb sich die Augen, blickte wiederholt hin, betrachtete prüfend den Fußboden, dann wieder die Bilder, endlich springt er auf, indem er seinen Schülern mit etwas stockender Stimme zuruft: „Ich fühle mich heute nicht ganz wohl, der Unterricht fällt daher aus!" — Allgemeine Freude!

Referirtes Compliment.

Mutter (von vier ältlichen Töchtern): „Nun, Herr Rittmeister, wie finden Sie meine Töchter?"

Rittmeister: „O... o.. meine Gnädigste, eine immer jünger als die and're!"

Aus dem Examen.

Professor: „Herr Candidat, sagen Sie mir, welches ist das Hauptproduct Java's? (Candidat schweigt.) Nun, was haben Sie denn heute Morgen getrunken?"

Candidat: „Eine Maß Bier!"

Beweis des Optimismus.

Tante: „Traue den Männern nicht, Emma — sie lügen alle!"

Nichte: „Aber so — nett!"